Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die Großtat der K. u. K. Armee.

„Hötzendorfs Lager". — „Die Russenmillionen zu mähen und zu lichten", die Aufgabe der Bundesgenossen.

Im „B. T." schreibt Major a. D. Moraht:

Wenn einst die Glocken unserer Türme den Frieden einläuten, wenn die grauen Heere, kleiner geworden, aber mit dem Eichenreis geschmückt, auf allen Straßen der Heimat zueilen, dann erst wird man aus der Helden Mund, die der Tod verschonte, frei die Wahrheit hören über Glanz und Grausen des furchtbarsten Krieges. Solange noch die ehernen Schlünde reden, jedes Wort übertönen, solange noch aller Orten unser Auge auf die Warnungen zur „Vorsicht bei Gesprächen" fällt, solange sie noch nicht niedergerungen sind, die uns und unseren treuen Bundesgenossen erwürgen und ausrotten wollten — bleibt noch manches Herz ohne tiefes Beben, ohne Miterleben, ohne jene innerste Erschütterung, die jeden Zuschauer eines unsagbar großen Ereignisses packen müßte.

Fleißig mühen sich unsere Kriegsberichterstatter draußen in den Hauptquartieren, uns ihr Erleben zu übermitteln. Harten Anforderungen des Dienstes trotzen sie standhaft und gewissenhaft und dienen dem Volk und dem Heere zugleich, das sie miteinander verbinden. Aber oft ist ihnen der bitterste Zwang auferlegt, welcher einen Mund, der reden möchte, treffen kann, der Zwang des Verschweigens. Nicht jedem ist es gegeben, anzudeuten und dabei zu fesseln, zu schweigen und doch dabei den Kern des Erlebnisses für scharfe Augen zu entschleiern. Das ist kein Vorwurf für die, denen solche Gabe fehlt. Wo sie aber in Kopf, Herz und Gemüt des Kriegsvermittlers lebt, da packen seine Worte, erschüttern uns, wie selbst die Teilnehmer am furchtbarsten Schlachtgetöse.

Einer der so Begnadeten hat uns sein Erleben schlicht und einfach zugänglich gemacht, und wir müssen ihm dankbar sein dafür. Wie wenig wissen wir in Deutschland noch von jenem unsagbar schweren Kriegsanfang, den unser Verbündeter, das Donau-Kaiserreich, durchmachen mußte! Wahrlich, zwischen den knirschenden Zähnen der im Kampf gegen das „russische Ungetüm" blutenden Völker Oesterreich-Ungarns hatte kaum ein anderes Wort Platz als ein grimmer Fluch, der dem todesmutigen, oft vergeblichen Hurra folgte. Es galt zu streiten — zu bluten — zu sterben. Da blieb nicht Zeit zur Verherrlichung der beispiellosen Opferung. Aber wir, die wir selbst beschäftigt sind mit unseren Wunden, unserem Ruhm und unserem Siegeswillen, wir müssen uns beeilen, das Bruderblut zu achten, das der gemeinsame Krieg von unseren Freunden forderte. Und ein Schilderer der Begebenheiten ist Oesterreich-Ungarn erstanden, ein Mann, der mit dem Herzen schreibt, was sein klares Auge und sein kluger Kopf erlebten. „Hötzendorfs Lager" (Verlag P. Fischer, Berlin) heißt das Buch, welches Karl Fr. Nowak seinen Zeitgenossen und der Nachwelt übergab. Es wird ergänzt werden können, aber in seiner Art nie übertroffen. Es ist die vollendetste Niederschrift eines Kriegszeitgenossen, vollendet in Form und Inhalt.

Rußlands furchtbare numerische Ueberlegenheit rollte unaufhaltsam über die galizischen Lande. „Reiterei überschwemmte zunächst die Grenzen. Sie kamen wie die Horden Attilas, sie sengten und mordeten. Sie ritten ohne Train, ohne Proviant, den sie in Feindesland raubten und rauben sollten, damit sie, von Hunger getrieben, möglichst weit ritten. Sie verdeckten und versteckten in ihrem Rücken das wandernde Heer . . . Ueberwältigend nahen die Russen. Plötzlich sind die Kosaken verschwunden, Attilas gesamte Reiterei ist fort. Der russische Aufmarsch aber wird fabelhaft. Sie marschieren in zehn phantastischen Kolonnen. Sie brechen durch zehn offene Tore am galizischen Grenzrand, die hier niemand, aus Ungunst der Natur, verschließen kann und schließen will . . . Die Asiaten stehen in Galizien. Sibirier kommen, Schlitzaugen mit spitzen Tatarenmützen: Tschungusen, Kirgisen, Mongolen, Kaukasier sind da; Tscherkessen mit Krummsäbeln. Sie sind nicht einfach da, sie haben ihre Reservemannschaften gleich mitgebracht. Und zwei Millionen Menschen halten hinter solchem Aufwand, müßig auf dem Exerzierplatz, bis ein Vorwärts! ertönt." — Und dann: „Im k. u. k. Feldheere aber wirbeln die alten Soldatenmärsche. „Rabetzky" hier, „Rákóczy" dort. Es läßt den Honveds am Ihurz keine Ruhe. Die 5. K. T. D. stürzt über den Fluß und rast unter die Russen, deren Generale lächeln, wenn 10,000 Moskalis sterben. Bis nach Podolien und Bessarabien jagen und stürmen die singenden, rothosigen Teufel mit dem „Rákóczy". Dort sahen sie eins: daß nur ein Drittel noch von ihnen lebt, daß die Russen mitten im Kampfe, wie viele die Honveds auch erschlugen, vierzigfach stärker wurden als sie. Zurück!"

Aber das „lehmgraue Ungetüm" wuchs und wuchs, bekam neue Glieder, konnte nicht aufgehalten werden. Honved und Landsturm zerschmolzen als ein Tropfen auf glühender Feuerplatte. Und dazu Verrat — überall Verrat: „Die k. u. k. Batterien fuhren auf. Die russischen Granaten wußten den Standort. Sie fegten sie weg . . . Aus allen Kellern, von den Kirchtürmen, von den Aeckern, von den Aesten der weißen galizischen Birken wanderten die Zeichen des Verrats, die den Tod heranriefen. In der Erdtiefe begannen versteckte Telephone zu sprechen, falsche Hähne krähten, Spiegel blinkten grell in der Sonnen, Tücher und Linnen flatterten über Baumwipfeln empor, Heubündel wurden auf Aeckern gehoben, Häuser flammten plötzlich auf, wo immer Franz Josefs Soldaten marschierten."

Und unsere ringenden, blutenden Bundesgenossen? „Die Truppen Franz Josefs gingen zurück, 25 Kilometer hinter Lemberg in die Werefeizalinie dumpf vom Erlebnis ihrer eigenen, sinnlos scheinenden Tapferkeit und Größe, die niemand in der Ferne sah. Und die niemand begriff. Die aber jeder Biertropf am Wirtstische ablog und bespuckte. Und die jetzt langsam und lautlos die Erde Galiziens als schwarz gewordenes Blut von 100,000 Aeckern trank."

Aber Rußland triumphierte zu früh. Es rechnete nicht mit der Seele des Heeres, nicht mit seinem Kopf: „Im Rate der Führer aber sprach ein Kopf: Durch die Tragödie sich nicht verwirren, durch die Siege sich nicht verblüffen, nicht zur Torheit verführen zu lassen, — die Einheit, die Geschmeidigkeit des Heeresinstruments ist zu erhalten, darüber hinaus die Zukunft zu bedenken. Und der Kopf befahl, wie er's zu ordnen dachte. Die Ruhe war die erste Großtat des Franz Freiherrn Conrad v. Hötzendorf. Bald waren die Heere, wo Conrads Kopf sie hinbefahl, und hinter dem San arbeitete schon wieder, als der Hieb von Rawa-Ruska die Russen betäubt hatte, Conrads Hirn „an der Blankhaltung des Instruments".

Wer nie an Oesterreich-Ungarns Stern, an seinem alten Kriegergeist, an seiner durch irrende Diplomaten nur eingeschläferten Kraft irre wurde, der mag sich freuen, aus berufenem Erzählermund bestätigt zu hören: „Die k. u. k. Armee, arm an sichtbarem Glanz nach außen, umstrahlt von reinstem Ruhm auf dem Schlachtfelde, den nur der Tod sah, begann ihr Werk: die Russenmillionen zu mähen und zu lichten. Sie tat ihr Werk furchtbar, tat es klaglos und stumm. Die Zeit war ihre Sense." Das stets der Wahrheit zugängliche Deutschland begrüßt Karl Fr. Nowaks Buch, das wie eine Fackel hineinleuchtet in eine Zeit, die nun schon achtzehn Monate hinter uns liegt. Wir durchleben aber auch die nachfolgenden Tage: Limanowa und Przemysl, den Durchbruch am Dunajec und den Sommerfeldzug des letzten Jahres. Wie ich wohl versichern kann, standen dem Verfasser die allerbesten Quellen zur Verfügung. Wir dürfen ihm auch in Conrad v. Hötzendorfs Arbeitszimmer folgen. Was ihn dort bewegte, erlebte ich auch, vor einem bedeutenden Manne zu stehen, wie die Zeiten ihn selten hervorbringen. „Wer zu ihm darf, spürt schnell den Hauch des Geistes, durch den der Riesenkrieg für uns sich vollenden muß."

Dank eines belgischen Knaben.

Die Straßburger Post erhielt folgende Zuschrift: Verehrliche Redaktion. Ich bin ein täglicher Leser Ihres Blattes und bitte Sie, von folgender Notiz Gebrauch zu machen. — Ich heiße Henri Boquet und bin als Sohn des verstorbenen Commandant Adjoint d'Etat Major Boquet, welcher längere Jahre Adjutant des Generals Baron Greindl war, in Belgien geboren. Seit 7 Jahren wohne ich in Karlsruhe, und Ende September d. J. bin ich 15 Jahre alt geworden. Seitdem muß ich mich täglich bei der Polizei melden. Diese Sache war mir sehr unangenehm. Zum Kaisersgeburtstag gratulierte ich Seiner Majestät und bat um Begnadigung. Groß war meine Freude, als ich neulich erfuhr, daß ich mich von jetzt ab nur einmal pro Woche melden müßte. Um meine Dankbarkeit zu beweisen, möchte ich dieses veröffentlichen lassen und bitte, von diesen Angaben Gebrauch zu machen. — Mit bestem Gruß Henri Boquet.

* * *

„Doberdo"-Steine.

Das Hilfskomitee für die Flüchtlinge aus dem Süden bringt Briefbeschwerer aus „Doberdo"-Steinen zu 6 und 10 Kronen bei verschiedenen Wiener Firmen und in seinem Bureau zum Verkauf. Sie wurden von den braven österreichischen Truppen im Kampfgebiet des heißumstrittenen Doberdoplateaus in den Schützengräben gesammelt und eingesandt, damit der Erlös aus dem Verkauf zur Unterstützung der armen Flüchtlinge aus den südlichen Teilen der Monarchie verwendet werde. Sie führen auf einer Metallplatte die Inschrift „Doberdo 1915" und bilden als Briefbeschwerer eine Zierde für jeden Schreibtisch.

* * *

Jubiläum des Diakonissenhauses.

Aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums des Posener Diakonissenhauses hat das Kaiserpaar dem Hause eine Spende von 6000 Mark überwiesen. Die Kaiserin sandte ein Glückwunschtelegramm. Außer den bei dem Festakt überreichten, von der Stadt Posen und der Provinz überwiesenen Spenden in Gesamthöhe von 13,501 Mark waren schon in den Wochen vor dem Jubeltage eine große Reihe von Gaben eingegangen, sodaß die Gesamtspende bis zum Jubeltage den Betrag von ungefähr 28,000 Mark erreicht hatte.

* * *

Die Belohnung für Tsingtau.

Der Rjetsch meldet aus Tokio: 7550 japanische Offiziere und Soldaten erhielten Orden und Ehrenzeichen für die Einnahme von Tsingtau. Zwei Generalleutenants wurden außerdem Jahrespensionen zuerkannt.

Rattenplage im Schützengraben.

Die Gasbomben ein vorzügliches Mittel gegen die ekelhaften Gäste.

Ueber die alles bisher Dagewesene übertreffende Rattenplage in den französischen Schützengräben sendet der Korrespondent des „Svenska Dagbladet" seinem Blatte einen interessanten Bericht, aus dem wir in Nachstehendem einige Auszüge wiedergeben:

Eine der ärgsten Plagen der Soldaten im Felde bilden die Ratten, die in immer größeren Scharen von allen Seiten heranziehen und die Schützengräben und Unterstände förmlich überschwemmen. Trotz der mehr als primitiven Schlafgelegenheiten würde so mancher Soldat draußen dennoch die wohlverdiente Nachtruhe finden können, wenn ihm nicht die Ratten vorher schon die sorgsam gehütete Matratze weggefressen hätten und nun die Nacht hindurch auf seiner Decke und seinem Gesicht spazieren gingen. Das einzige Mittel, um diese Spaziergänger zu verhindern, besteht noch immer in einem feinmaschigen Netz aus Metalldraht, das man sich, etwa in der Art der Moskitonetze, über das Gesicht deckt; aber Metalldraht ist im Felde ein rarer Artikel, und deshalb befinden sich nur wenige im Besitz eines solchen Abwehrmittels.

Nebenbei bemerkt haben die Ratten jegliche Scheu vor dem Menschen abgelegt und sind von einer geradezu unglaublichen Frechheit und zwar nicht nur in der Nacht, sondern auch am hellichten Tage. Wehe dem, der irgend etwas Fernagbares liegen läßt und den Rücken wendet, — wenn er sich wieder umschaut, ist es unweigerlich verschwunden. Von einem Paar Unterbeinkleider, die nicht im Tornister verpackt sind, findet der glückliche Besitzer nach kurzer Abwesenheit einige Fadenreste wieder; ein anderer Soldat wiederum sitzt im Unterstand und schreibt einen Brief in die Heimat, wird aber unterbrochen, da man ihn in den Graben hinaus ruft. Er läßt also Brief und Federhalter liegen; als er nach einer halben Stunde wiederkommt, ist der Brief verschwunden, und der Federhalter in winzige Stückchen zernagt . . .

Eine besondere Kalamität der Rattenplage aber ist, daß sie sich in geradezu unheimlicher Weise vermehren. So wirft ein Rattenpaar innerhalb des Zeitraumes von fünf Wochen zehn Junge und ist somit, wenn alles gut geht, im Stande, innerhalb eines Jahres ein wahres Rattenheer in die Welt zu setzen. Lebensmittel, Kleider, Wäsche, Papier, Leder, Zigarren, kurz alles, was überhaupt zu zernagen ist, kann eine Ratte jederzeit gebrauchen. Die Plage macht jedoch nicht etwa bei den Schützengraben Halt, sondern sie greift auch auf die Batterien, die Lazarette, Vorratslager, Bäckereien usw. über, und es ist sogar zu wiederholten Malen einwandfrei festgestellt worden, daß Fesselballons und Flugmaschinen durch Ratten unbrauchbar gemacht worden sind. Der Schaden, den eine Ratte durchschnittlich im Tage anrichtet, wird nach aufgestellten Berechnungen auf 1½ Pfennig veranschlagt; es ist also nicht schwer, sich auszurechnen, daß eine Million Ratten im Tage etwa 15,000, im Monat etwa 450,000 und im Jahre 5,000,000 Mark verzehren.

Der von den Ratten angerichtete Schaden bleibt jedoch keineswegs auf die von ihnen vernichteten materiellen Werte beschränkt; die Wissenschaft hat seit langem einwandfrei festgestellt, daß die Ratten die Träger und Verbreiter der gefährlichsten Seuchen sind, in erster Linie der Pest, da sie für den Pestbazillus außerordentlich empfänglich sind. Diese Eigenschaft der Ratten wäre ja an und für sich überaus erfreulich, wenn die Sache dabei bliebe, daß sie nur selber an der Seuche zu Grunde gehen; das ist jedoch leider nicht der Fall, die Krankheit wird vielmehr durch Fliegen und andere Insekten von den Rattenleichen auf die Menschen übertragen, und in letzter Zeit ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß selbst Infektionskrankheiten wie Gesichtsrose, Genickstarre usw. häufig auf die Uebertragung durch Ratten zurückzuführen sind.

Es ist selbstverständlich, daß draußen im Felde gegen die Rattenherrschaft ein ununterbrochener, erbitterter Kampf geführt wird. Man schlägt sie mit dem Kolben tot, wo man sie zu fassen kriegt, man ersäuft, verbrennt, vergiftet sie, fängt sie in Fallen, und wenn es gar nicht mehr anders geht, so schießt man sie einfach nieder. Alle diese Kampfmethoden führen jedoch nicht zu einem nennenswerten Ergebnis, weil für jede Ratte, die man erwischt hat, sofort 10 und 20 andere dastehen. Das beste Mittel gegen die Rattenplage sind noch immer die Hunde, und die französische Militärbehörde hat denn nun auch beschlossen, 1200 eigens ausgebildete vierbeinige Rattenfänger zu „mobilisieren", die unverzüglich den Soldaten an der Front zu Hilfe kommen sollen.

Als ein ganz vorzügliches Rattengift haben sich übrigens die Stinkbomben und andere Bomben mit giftigen Gasen erwiesen. So erzählt ein französischer Offizier, wie er infolge von Beschießung mit Gasbomben vorübergehend seinen Graben räumen mußte und, zurückgekehrt, Hunderte und Aberhunderte von toten Ratten darin vorfand, die während des Bombardements durch die sich entwickelnden Gase erstickt waren. Im übrigen ist ja das weiter keine Neuigkeit, da man in allen größeren Häfen des Kontinents seit vielen Jahren bereits der Ausräucherung der großen Ueberseedampfer beiwohnen konnte, nach der eine Anzahl Matrosen die Rattenleichen mit Schaufeln und Kehrbesen ins Meer befördern. Im Felde ist man nunmehr darangegangen, sich im Kampfe mit den Ratten ähnlicher Mittel zu bedienen. So entdeckte ein Arzt eines Tages, als er ein verlassenes Haus für seine Verwundeten requirierte, daß es vollständig mit Ratten verseucht war. Er ließ daraufhin alle Fenster, Türen und sonstigen Oeffnungen sorgfältig verschließen und ein gewisses Quantum Formol aufstellen, das die Ambulanz zu Desinfektionszwecken mit sich führte. Nach einigen Stunden war die Formolmasse aufgesogen, und die sich entwickelnden Dämpfe hatten ihre Wirkung getan: als der Arzt wiederkehrte, befand sich im ganzen Hause keine lebende Ratte mehr.

In letzter Zeit hat das berühmte Pasteur-Institut in den Rattenkrieg eingegriffen, indem es der Heeresverwaltung mehrere anscheinend sehr wirksame Mittel zur Verfügung stellte. Das eine davon ist ein Serum, das den Ratten eingeimpft wird und den Ausbruch einer verheerenden Seuche unter ihnen zur Folge hat; dabei genügt es angeblich, wenn nur einige wenige Tiere mit dem Serum geimpft werden; falls sie nicht in direkte Berührung mit den Lebensmitteln der Soldaten kommen, soll eine Gefahr für diese nicht bestehen. Ein anderes Mittel ist ein außerordentlich starkes Gift, gewonnen aus einer Wurzelknolle, deren Name jedoch geheimgehalten wird; für Menschen wie für Hunde soll dieses Gift wirkungslos sein, dagegen genügt bereits ein Zehntel Milligramm, um eine Ratte auf der Stelle zu töten. In einem einzigen französischen Schützengraben wurden auf diese Weise in einer Nacht 420 Ratten zur Strecke gebracht und es heißt, daß das Pasteur-Institut durch diese Erfolge ermutigt, jetzt täglich 1200 Liter des betreffenden Giftes an die Front sendet.

Vom Kommandanten der „Möwe".

Graf Nikolaus zu Dohna-Schlodiens Tätigkeit in der Marine.

Ueber die militärische Laufbahn des Korvettenkapitäns Burggrafen und Grafen Nikolaus zu Dohna-Schlodien, der mit der „Möwe" von seiner Heldenfahrt nun heimgekehrt ist, seien noch folgende nähere Daten gegeben: Burggraf zu Dohna trat am 7. April 1890 als Kadett in die Flotte. Seine erste seemännisch-militärische Ausbildung erhielt er auf den damaligen Schulfregatten „Stein" und „Stosch", mit denen er Auslandreisen nach dem Mittelmeer und Ostamerika unternahm. Nach seiner Beförderung zum Fähnrich zur See besuchte er die Marineschule in Kiel und wurde zu den Spezialkursen des Artillerie- und Torpedowesens u. a. kommandiert. Am 30. September 1899 wurde er zum Leutnant zur See befördert; als solcher fand er eine erste Dienstverwendung als Seeoffizier an Bord des Küstenpanzers „Beowulf" und des Panzerschiffes „Baden". In den Jahren 1901 und 1902 hatte Graf zu Dohna sein erstes Auslandskommando auf dem Kanonenboot „Tiger" in den Gewässern der asiatischen Station. Während dieses Kommandos wurde er am 15. März 1902 zum Oberleutnant zur See befördert. Heimgekehrt, trat er zur II. Marineinspektion über, um nach einem Landkommando in den Jahren 1904 bis 1906 an Bord des Panzerschiffes „Wittelsbach" als Wachoffizier Verwendung zu finden.

Seine Beförderung zum Kapitänleutnant erfolgte am 9. Februar 1907, als er zu der II. Torpedoinspektion kommandiert war. Bei dieser war ihm als Torpedobootskommandant zum erstenmal ein selbstständiges Kommando beschieden. Für die Jahre 1908 und 1909 trat er zur Hochseeflotte über, um an Bord des Panzers „Braunschweig" Verwendung zu finden. Dann wurde er erneut nach den asiatischen Gewässern zum Verbande des Kriegsgeschwaders kommandiert, indem ihm das Flußkanonenboot „Tsingtau" unterstellt wurde. Mit diesem unternahm er Seefahrten nach allen Teilen des weiten Stationsgebietes sowie auch Strombereisungen die Riesenflüsse Chinas hinauf, um zum Schutze der deutschen Handelsinteressen zu wirken. Im Jahre 1912 kehrte er heim, war vorübergehend der zweiten Werftdivision überwiesen, und tat zuletzt — vor dem Ausbruch des Krieges — an Bord des Linienschiffes „Posen" als Navigationsoffizier Dienst.

Wie die „Weimarische Zeitung" schreibt, hielt sich der heldenmütige Führer der „Möwe", Nikolaus Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien wiederholt in Weimar bei seiner Schwester, der Burggräfin Margarete zu Dohna, auf, die dort am Horn wohnt.

Auf eine von den Teilnehmern einer Veranstaltung in Würzburg zum Besten des türkischen Roten Halbmondes und des bulgarischen Roten Kreuzes an den Burggrafen zu Dohna-Schlodien abgesandte Glückwunschdepesche ging folgende Antwort ein: „Das dreifache Hurra der Würzburger hat uns große Freude gemacht. Ich sende der Versammlung meinen besten Dank. Graf Dohna."

Das Schicksal österreichischer Gelehrter.

Das Schicksal des Czernowitzer Univ.-Assistenten Dr. Hermann Cammerloher, der als Offizier in russische Gefangenschaft geriet und nach Innerasien verschickt wurde, ist durch die Intervention des Prinzen Karl von Schweden und die Bemühungen des Rektors der Czernowitzer Universität Dr. Pomeranz wesentlich gebessert worden. Dr. Cammerloher durfte sich nach der Universitätsstadt Kasan begeben, wo er weitgehende Freiheit genießt und die Möglichkeit hat, wissenschaftlich zu arbeiten.

Italienische Spionage.

Hauptquartier: Mailand.

Wie das französische Signalbuch gestohlen wurde.

Das nominelle Hauptquartier des italienischen geheimen Erkundigungsdienstes befindet sich natürlich im Kriegsministerium in Rom, das wirkliche aber hat in Mailand seinen Sitz, weil von hier aus leichter gegen die österreichische Grenze operiert werden kann. Bis zum Ausbruch des Krieges mit dem bisherigen Bundesgenossen waren die Büroräume dem berühmten Dom gegenüber. Die Inschrift auf dem Blechschild war so irreführend wie möglich. Wer konnte Verdacht schöpfen, wenn er den Namen einer Hamburger Firma las, deren Mailänder Agentur hier angeblich ihre Geschäfte betrieb? Gegenwärtig streckt der Chef des italienischen Geheimdienstes — ein ehemaliger Kavallerieoffizier — seine Fühlhörner von einem anderen Stadtteil aus, wo er sein wahres Gesicht hinter der Maske eines Notars verbirgt.

Der Dienst ergänzt sich aus Offizieren des Heeres und der Marine sowohl wie aus Beamten der Geheimpolizei. Italienische Geheimagenten waren besonders in den Grenzstädten der benachbarten und ehedem verbündeten Monarchie eifrig an der Arbeit. Unter ihnen zeichnete sich ein verschrumpftes, altes Männchen aus, das in seiner ziemlich abgetragenen Kleidung den harmlosesten Eindruck machte und nirgends ernstlichen Verdacht erregt zu haben scheint, obwohl es jahrelang an der Grenze sein lichtscheues Treiben fast ununterbrochen fortsetzte. Ihm verdankt der italienische Große Generalstab es hauptsächlich, daß er von den österreichischen Grenzbefestigungen ziemlich eingehende Kenntnis erlangte. Ein englischer Spion traf mit ihm in Semlin an der österreichisch-serbischen Grenze zusammen, und zwar unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und den Balkanstaaten. Beide verfolgten denselben Zweck, nämlich festzustellen, bis zu welchem Maße die österreichisch-ungarische Monarchie mobilisiert habe, und ob sie willens sei, ihr militärisches Gewicht in die Wagschale zu werfen. Vierzehn Tage hindurch folgte der eine in den Spuren des anderen die Donau entlang bis zum Eisernen Tor, indem sie einander, wie es ihnen gerade angebracht schien, gänzlich ignorierten, oder sich ein Stelldichein gaben, bei welchem sie in aller Ruhe und ohne Gefahr, Verdacht zu erwecken, Gedanken und Erlebnisse austauschen konnten.

Der Engländer gibt selbst zu, daß in dem kleinen alten Italiener, der ärmlich und äußerst bedürfnislos auftrat, kein Mensch einen der gewiegtesten und erfolgreichsten Spione seines Landes hätte vermuten können. Ohne Abenteuer und große Gefahren aber ging es natürlich für ihn in seiner Spionierlaufbahn mit dem schlüpfrigen Boden unter den Füßen nicht ab. Am nahesten war er im Juli 1914 unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges daran, den Oesterreichern in die Hände zu fallen. Er hielt sich damals in Triest auf, und es soll ihm gelungen sein, dank einer bedeutenden Geldsumme einen Verräter zu finden, der ihm das Verschlußstück des neuen österreichischen Gewehres ausliefern wollte. In dem Augenblick jedoch, da das Geschäft abgeschlossen war, erhielten die Behörden Kunde davon. Rechtzeitig vor der ihm unmittelbar drohenden Verhaftung gewarnt, vermochte der Spion dieser zu entgehen, indem er das Gasthaus, in welchem er wohnte, in höchster Eile verließ. Wenige Stunden später wurde der Chef des italienischen Geheimdienstes in Rom von der Grenze aus telephonisch angerufen und über den Vorfall in Triest benachrichtigt. Noch in derselben Nacht trafen dort zwei italienische Geheimagenten ein, mit dem Auftrage, eine Wagenladung alter Möbel zu kaufen und sie nach Venedig überführen zu lassen. Der Transport kam auch glücklich an seinem Bestimmungsort an, und aus dem Wagen kam dann der kleine Spion zum Vorschein, hinter dem die Triester Polizei so eifrig her war.

An der adriatischen Küste warf die italienische Spionage überall ihre Netze aus, wobei Kellner ihr die besten Dienste geleistet haben sollen. Unter den Zollbeamten an der Alpengrenze gab es nicht wenige Geheimagenten, die gewissermaßen aus erster Quelle schöpfen konnten, wenn sie über österreichische Truppenbewegungen an der Grenze und sonstige militärische Maßregeln berichten sollten.

Vor einigen Jahren, also zu einer Zeit, da noch Niemand in vollem Maße den schändlichen Verrat Italiens am Dreibund vorausahnen konnte und man in Rom noch damit rechnen mußte, eines Tages Frankreich zum offenen Gegner zu haben, führte ein italienischer Seeoffizier als Spion im Hafen von Millefranche unsern Nizza einen Streich aus, der in der abenteuerlichen Geschichte der Spionage einen ziemlich hervorragenden Platz verdient. Neben einem französischen Geschwader lag ein italienisches; für beide Geschwader war an einem Sonntag die Besichtigung durch das Publikum freigegeben. Von einem der italienischen Schiffe stieß ein Boot ab, das einen Geheimagenten aus Mailand, der sich an Bord befand, an Land brachte. Hier traf er sich verabredetermaßen mit einer Dame, und beide schlossen sich dann einer Gesellschaft an, die im Begriff war, sich nach dem französischen Flaggschiff rudern zu lassen. Als Marineoffizier war der Spion mit den Einrichtungen auf einem Kriegsschiff natürlich vollkommen vertraut. Er konnte auch die Stelle, wo ein gewisses Signalbuch, auf das man es in Rom abgesehen hatte, zu finden war.

An Bord befanden sich schon zahlreiche Besucher, denen alles für sie Sehenswerte bereitwillig gezeigt wurde. Das Ehepaar — denn für ein solches wurden der italienische Spion und seine Begleiterin gehalten — stieg nun die Leiter zur Brücke hinauf, wo ein Matrose alles erklärte. Die beiden hatten kaum ihren Fuß auf die Brücke gesetzt, als die Dame plötzlich einen Ohnmachtsanfall bekam und zu Boden sank. Während die Augenzeugen sich um sie bemühten oder ihre Teilnahme zu erkennen gaben, konnte der Spion sich unbemerkt ins Kartenhaus schleichen, aus dem er eine Minute später mit dem heißbegehrten Buch, wohlversteckt in einer großen Seitentasche seines Ueberrockes, wieder zum Vorschein kam, ohne daß Jemand seine kurze Abwesenheit bemerkt und auch nur den geringsten Verdacht geschöpft hatte. Nachdem seine Begleiterin sich überraschend schnell wieder erholt, verließ er mit ihr das französische Flaggschiff, um sich an Land zurückrudern zu lassen, und kaum eine halbe Stunde später befand er sich glücklich wieder auf dem italienischen Kreuzer, wo er in der Kajüte des Kapitäns seinen erfolgreich ausgeführten Streich zum Besten geben konnte. Auf dem französischen Kriegsschiff soll der Verlust des Signalbuches erst einige Tage später auf offener See bemerkt worden sein.

Zum Stab des italienischen Geheimdienstes gehören etwa ein Dutzend sogenannter Reiseagenten, die zwischen den europäischen Hauptstädten hin- und herreisen, um sich mit Personen in Verbindung zu setzen, die angeblich militärische oder politische Geheimnisse zum Verkauf auf Lager haben. Sie ziehen unterwegs auch von den schon verpflichteten Spionen Nachrichten ein und zahlen ihnen die dafür verabredeten Summen aus, da es Verdacht erwecken könnte, wenn aus Italien an solchen Personen, die vielleicht schon Argwohn hervorgerufen haben, Geldsendungen eintreffen wird?

Aus den Tagen von Suwalki.

Die singende Batterie. — Der Komponist, der seine Löhnung der Kunst opferte.

Es wäre schade, wenn hinter ihr die Tore der Erinnerung zuschlügen. Ich werde sie vielleicht nach Jahren vergessen haben. Aber heute erscheint sie mir als das stärkste Symbol deutschen Heldentums, dem ich auf meiner kurzen kriegerischen Laufbahn begegnete.

Es war im Gouvernement Suwalki. Ein nebelrieselnder Märztag. Fremdes, ödes Gelände. Wir waren stundenlang auf der lehmigen Landstraße marschiert. Nun standen wir am Fuße des Hügels, auf dem sich unser Dorf ausstreckte. Der Regen rann. Er rann seit Tagen dünn und kalt auf unsere durchnäßten Kleider. Das war also das Ziel: ein Gewirr kahler Aeste um elende Hütten, Schmutzige Polenkinder, die uns anstarrten. Und was wird oben sein?

Oben im Dorf lag die erste Batterie eines hessischen Feldartillerieregimentes im Quartier. Sie hausten seit vier Wochen dort und traten als Herren auf. So fühlten sie sich auch als Beschützer der polnischen Weiber, Greise und Kinder betrachteten jetzt voller Mißtrauen die Ankunft einer Kompagnie Armierungssoldaten. Was wollten diese Neulinge, die obendrein noch in Zivil erschienen? Es war kein Platz mehr da. Also weg mit euch! Das war die Stimmung der hessischen Batterie, als wir erschienen und im Dorfe Quartier suchten. Natürlich war kein Platz für 1200 Menschen zu finden. Platz aber mußte geschaffen werden. Da sollten denn die Polen mit Weib und Kind und Sack und Pack ausziehen und sich in ein paar Hütten zusammendrängen. Unseretwegen. Freilich! Was blieb anderes übrig? Aber nun kam der Krach. Denn das war Eingriff in die Hoheitsrechte der Hessen. Ihre polnischen Schützlinge sollten „vertrieben" werden? Nimmermehr! Und sie erhoben wütenden Protest.

„Die Polen dürfen um euretwegen nicht verjagt werden!" — „Aber wir haben keinen Platz!" — „So schlaft auf den Böden, schlaft draußen!" — „Fällt uns nicht ein." — „Ihr wollt nicht?! Dann —!" Himmelkreuz, waren das grobe Kerle! Und was geschah schließlich? Die Artilleristen stellten uns ihre eigenen Ställe zur Verfügung, nagelten uns Bretter für die Sachen und gaben uns von ihrem Speck, Brot, Schmalz und Wurst zu essen.

Das war die erste Begegnung mit der Batterie. Die zweite soll ihnen erst recht unvergessen sein.

Zwei Tage später. Der Mond war aufgegangen, aber der Himmel glühte noch im Westen goldgelb und durchsichtig. Um die violetten Wälder zog der Nebel. Aus den moorigen Wiesen stieg er weiß und gespenstig in die Höhe und im Osten stand schon die Nacht. Da brach aus dem einen Winkel des Dörfleins ein vielstimmiger Gesang hervor. Er tastete erst leise und zaghaft mit schweren Schwingen in der Luft und schwoll dann lauter und lauter zu wunderbarer Kraft an. Voll kristallener Reinheit und einer verwirrenden Weichheit, wie ich sie sonst nie vernommen. Und nun stand er klar und leuchtend in der hellen Nacht wie ein Lebendiges, das zu uns mit einer lang vergessenen süßen Sprache redete . . .

Ueber mich flog es wie ein Erschauern. Wo war ich doch? Ich saß am Dorfrand in einem Granattrichter und rauchte. Neben mir lag ein deutscher Komponist, der mir gerade erzählt hatte, daß heute abend Musikstücke von ihm im Beethoven-Saal gespielt würden. Heute gerade? Sieh mal an . . . Wir nickten trübe. Aber als der Sang anhob, da zuckte es in ihm in die Höhe. Da durchflog es ihn wie ein leises Glück. Da erhob er sich und starrte nach dem Hügel hin, von wo die Lieder wie silberne Vögel in die Nachtluft rauschten.

„Wer singt denn dort so? — Aber so hör' doch . . .! Das ist ja zum Tollwerden schön." Auf Zehenspitzen schritt er den Hügel hinauf, ganz als ginge er in einem Konzertsaal Berlins, während das Orchester spielte. Und ich lehnte mich zurück in meinem Granattrichter, schloß die Augen und lauschte diesem Gesang unserer deutscher Lieder.

Der Komponist hatte buchstäblich seine ganze Löhnung an die hessische Batterie verteilen wollen. Dafür sollten sie jeden Abend singen. Das war sein Angebot, aber sie sahen ihn nur von Kopf bis zu Füßen an. Jeden Abend? Nein. Sie sängen, wenn sie Lust hätten. — Wo sie das gelernt hätten? Wieso sie soviel Musik im Leibe hätten? Quatsch. „Was geht das dich an, Mensch. Iß du man lieber mehr. Dein Bauch ist ja nur wie so'n Blindgänger. Da hängt ne Wurst! Nimm sie mit!" Und auf die Löhnung der Schipper pfiffen sie natürlich. Na ja, ist gut, sie würden vielleicht heute abend wieder singen.

Und wieder schwebte ein Lied nach dem andern in die Sternennacht hinauf. In ihm zitterte und glühte das inbrünstige musikalische Empfinden eines ganzen Volkes.

Wie sich gerade diese Sänger in einer Batterie zusammengefunden hatten? Zufall. Ich weiß es nicht. Man nannte sie nur „die singende Batterie" und fragte nicht erst lange, wieso. Aber man verehrte sie im stillen nicht wenig.

Dann kam der Tag, wo plötzlich die erste Granate mit huii—bum in unserem Dorfe platzte. Rauch und Staub quoll zum Himmel. Kommandos, Signale. Und schon rasselte auch die hessische Batterie vor. In blitzender Geschwindigkeit war sie aufgefahren und im wüsten Tempo ging's den Hügel hinunter und die Landstraße entlang nach Südosten. Da schlug die zweite Granate ein. Wir mußten das Dorf räumen. Die Hälfte unserer Armierungssoldaten fühlte sich waffenlos und entwich westwärts mit eiligen Füßen.

Der Berliner Komponist aber blickte der singenden Batterie wehmütig nach und winkte. Ich trat zu ihm und winkte mit. Und da hörte ich gerade noch, wie der einige riesige Fahrer uns lachend ein prachtvolles „Holdrioh!" zuschmetterte. Dann verschwanden sie hinter dem Walde. Weiß Gott, das waren Kerle!

Heldenehrung im Schulzimmer.

Die Regierung in Potsdam hat an die ihr unterstellten Schulen im Regierungsbezirk Potsdam eine Verfügung über die Anbringung von Namen und Bildern gefallener Lehrer in Klassenzimmern erlassen. Um alle, die den Heldentod für König und Vaterland gestorben sind, auch durch die Schule zu ehren und ihr Andenken bei der heranwachsenden Jugend als Zeugen der Treue bis in den Tod lebendig zu erhalten, empfiehlt die Regierung die